

Paradoxie und Pointe.

Zu formalen Aspekten der parabolischen Kurzprosa Kafkas

Leif Frenzel

April 2000

Abstract

The paper focuses on a special type of Franz Kafka's short prose texts, as exemplified by "Über Gleichnisse".

The predominant approach taken in the research literature is to regard those pieces as self-interpreting and self-reducing *ad absurdum*: such a text states the general impossibility of interpreting and understanding texts, and thereby demonstrates (because it is, in a sense, an attempt to an interpretation of a text, namely: itself) the impossibility of interpreting itself. So it is in a strong sense paradoxical.

In my paper this approach is criticised from two directions: the idea of a piece of prose as interpreting itself is shown to be incoherent, and an explanation is given of the difficulty in understanding those texts in a consistent way while avoiding the accusation of paradoxicality.

The perspective is then widened to another feature of Kafka's short prose texts which is equally seen as highly characteristic: their frequent possession of a *pointe*, or punch line. The most famous example here is, of course, "Vor dem Gesetz", also often referred to as a 'parable'.

*

Die Arbeit beschäftigt sich mit einer bestimmten Art von Kafkas Prosa-Texten, am Beispiel von "Über Gleichnisse".

In der Forschungsliteratur werden diese Texte vorwiegend als selbstinterpretierend und sich selbst *ad absurdum* führend aufgefaßt: Der gängigen Meinung zufolge behauptet ein solcher Text die generelle Unmöglichkeit, Texte zu interpretieren und zu verstehen, und beweist damit (weil dies wiederum selbst eine Interpretation eines Textes, nämlich eine Interpretation seiner selbst ist) für sich selbst, daß er unmöglich interpretiert werden kann. Demnach ist er paradox (und zwar nicht nur paradox in einem weiten Sinn, nach dem alles Verwirrende und Ungewöhnliche paradox genannt werden kann, sondern in einem starken Sinn, nach dem Paradoxie gleichbedeutend mit Selbstwidersprüchlichkeit ist).

Dieser Ansatz wird von zwei unterschiedlichen Richtungen her kritisiert: zunächst wird die Vorstellung eines selbstinterpretierenden Textes als inkohärent erwiesen; darüber hinaus wird ein Vorschlag zur Interpretation derartiger Texte gemacht, welcher der interpretatorischen Schwierigkeit Rechnung trägt, es jedoch nicht nötig macht, sie als paradox abzustempeln.

Die Perspektive wird schließlich auf weitere Texte Kafkas erweitert, die als ein zusätzliches strukturelles Charakteristikum eine *Pointe* aufweisen (u.a. an dem berühmtesten Beispiel für diese Art von Texten: "Vor dem Gesetz").

Inhalt

I.	Gegen die These von der Selbstausslegung des Textes	4
II.	Die Semantik des Wortes “Gleichnis”	9
III.	Probleme der Interpretation	19
IV.	Paradoxie und Pointe	21

Einleitung

Ich werde mich in meiner Arbeit mit einer Gruppe kurzer Prosatexte Franz Kafkas beschäftigen, und zwar im Hinblick auf ihre formale Gestaltung. Dabei kann natürlich nur eine Auswahl zum Tragen kommen. Ich habe mich im wesentlichen auf solche Texte beschränkt, die einen Gesamteindruck auf ihre Leser hervorrufen, der sehr stark durch bestimmte formale Strukturen bestimmt wird: Texte, die spürbar auf einen pointiert eintreffenden Schluß hin angelegt und zugeschnitten sind, und die den Anschein erwecken, Paradoxien zu entwickeln, in denen sich jeder verfängt, der versucht, sie zu verstehen. Überdies sind diese Texte stark durch einen lehrhaften Tonfall und ähnliche Signale geprägt, die es nahelegen, sie als gleichnishaft oder allegorisch zu rezipieren.

Möglicherweise am auffälligsten wird dieser Gesamteindruck in dem (postum unter diesem Titel veröffentlichten) Text "Von den Gleichnissen"¹ realisiert. Andere Texte ähneln ihm in manchen Hinsichten, in anderen nicht. (Es wird sich als eine der Aufgaben stellen, herauszuarbeiten, worin diese Ähnlichkeiten und Unterschiede bestehen.) In der Forschungsliteratur wird denn auch gelegentlich betont, wie "paradigmatisch" dieser Text für das Werk von Kafka sei.² Wie weit eine solch emphatische These für das Verständnis von Kafkas Gesamtwerk trägt, sei hier dahingestellt. Unkontrovers ist sicher, daß charakteristische Merkmale des "kafkaesken Stils" hier spürbar vorhanden sind, und es geht mir darum, eben diese Merkmale anhand dieses Textes greifbar zu machen. Genau in diesem Sinn wird "Von den Gleichnissen" hier als exemplarisch betrachtet. Mein Ziel ist es, in einer detaillierten formalen Analyse herauszuarbeiten, mit welchen Mitteln der Eindruck des "Paradoxen" hier erzeugt wird, und welche Rolle dies für die pointierte Wirkung des Textes spielt. Hierfür ist der zentrale Begriff des "Gleichnisses" wichtig. In einer vergleichenden Betrachtung werde ich dann der (oben schon erwähnten) Fragestellung nachgehen, wie weit sich Parallelen und Differenzen zu anderen Texten Kafkas im Hinblick auf die Ergebnisse der Analyse ausmachen lassen und damit die von mir entwickelte Perspektive auf eine ganze Gruppe von Texten ausweiten, eben die Gruppe kurzer Prosatexte, die den oben geschilderten charakteristischen Gesamteindruck erwecken.

Ich beschränke mich auf kurze Prosatexte.³ Die längeren unter Kafkas Werken, insbesondere die Romane, werden hier von Beginn an ausgeklam-

¹ Franz Kafka, "Von den Gleichnissen". In: *Sämtliche Erzählungen*, 359.

Nachweise erfolgen mit Autor, Titel und Seitenzahl; für vollständige Literaturnachweise s. Literaturverzeichnis am Ende der Arbeit.

² Beispielsweise Beda Allemann, "Kafka: Von den Gleichnissen", 149; auch Oliver Jahraus, "Sich selbst interpretierende Texte", 385.

³ Etwa im Umfang von ein bis zwei Druckseiten; es gibt bekanntlich eine Reihe von Texten dieser Größenordnung unter Kafkas Werken, die teils im Nachlaß enthalten waren, teils bereits von Kafka selbst in Erzählungsbänden veröffentlicht wurden.

mert, da sie in formaler Hinsicht grundsätzlich anders strukturiert sind als Kurzprosa. Eine vielschichtige lange Erzählform läßt sich nicht so streng auf eine einzige Pointe ausrichten wie ein Text der Länge von einigen Sätzen, außerdem würde beispielsweise die Verwendung zentraler Begriffe (und Motive) so viel komplexer, daß der Stellenwert einer Semantik- oder Motiv-Analyse ein anderer sein müßte als im vorliegenden Kontext.

Meine Arbeit beinhaltet auch kritische Auseinandersetzungen mit der Forschungsliteratur zu den hier behandelten Werken. Es scheint ein Charakteristikum dieser Literatur zu sein (insbesondere der Literatur zu dem Text, der hier in das Zentrum der Behandlung gestellt ist, nämlich das kurze Prosastück "Von den Gleichnissen"), daß der Unterschied zwischen formaler Analyse und hermeneutischer Interpretation nicht besonders gründlich beachtet wird. (Das hat seine Ursachen natürlich in den Texten selbst, die eine solche Trennung zu erschweren scheinen.) Ein bezeichnendes Beispiel ist eine jüngere Arbeit von Oliver Jahraus mit dem Titel: "Sich selbst interpretierende Texte" - ist mit dem Merkmal von Texten, sich selbst zu interpretieren, nun eine formale Eigenschaft oder eine ästhetische Qualität, die neue Rezeptionsdimensionen eröffnet, gemeint? Das geht nicht nur aus dem Titel, sondern auch aus dem gesamten Aufsatz nicht mit völliger Klarheit hervor (wie im Folgenden zu zeigen sein wird).

Ich werde die folgenden Thesen vertreten:

1) Die hierin zum Ausdruck kommende unscharfe Trennung von wissenschaftlichem Gattungsbegriff und Elementen eines literarischen Textes wird zwar durch Kafkas Texte in besonderer Weise begünstigt, sollte deshalb allerdings noch nicht gleich akzeptiert (oder gar begrüßt) werden.

2) Sie äußert sich weitestgehend in einer ungenügenden Durchdringung der formalen Ebene, insbesondere der textuellen *Strukturen*.

Ich beginne (Abschnitt I) mit einer kurzen kritischen Diskussion einer, wie ich meine, ganz besonders charakteristischen These, an der sich die bezeichnete unscharfe Trennung deutlich zeigt. So spektakulär diese These ist, so wenig wird man allerdings der Auffassung sein, darin schon einen Extrakt der Eigenheiten Kafkascher Texte zu finden. Die Schwierigkeiten mit Werken dieses Autors liegen tiefer.

Bevor ich dies (im Abschnitt III) an einem Strang der Kafka-Forschungsliteratur zu zeigen versuche, wobei ich mich aus Gründen des Umfangs auf die spezielle Literatur zum hier behandelten Text beschränke, werde ich (Abschnitt II) eine Analyse der Semantik dieses Textes vorlegen, die einem alternativen Ansatz verpflichtet ist. Die semantische Analyse bildet den Kern dieser Arbeit. Ihre Anwendungsmöglichkeiten werden (in den Abschnitten III und IV) vertiefend erörtert. Dabei grenze ich dieses Vorgehen von dem in der Sekundärliteratur zu diesem Text praktizierten ab und verweise auf andere Kafka-Texte, für deren Interpretation dieser Ansatz gewinnbringend angewandt werden könnte.

Ich möchte noch darauf hinweisen, daß ich in diesem Aufsatz keine li-

teraturwissenschaftliche *Interpretation* des Textes vornehme. Ich führe gewissermaßen nur den ersten Schritt zu einer solchen durch, beschränke mich auf reine “Formenlehre”. Dabei benutze ich, fächerübergreifend, Ergebnisse der im 20. Jahrhundert stark ausgebauten formalen Logik und Philosophie der Sprache. Die Beschränkung auf den ersten Schritt zur Interpretation rechtfertigt sich also in erster Linie durch Erweiterung des Blickwinkels auf interdisziplinäre Dimensionen und die dadurch mögliche gründlichere und umfassendere Analyse der formalen Strukturen.

Zu jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit einem literarischen Werk gehört zunächst eine Analyse der *Form*, also des Aufbaus des Textes und der verwendeten Gestaltungsmittel. Das ist freilich eine notwendige, keinesfalls aber eine hinreichende Bedingung für ein wissenschaftliches Ergebnis. Es bildet die Voraussetzung dafür, poetische Qualität, zeitgeschichtlichen Kontext und Aktualität, die kulturelle Bedeutung von Literatur zu erforschen, ist aber selbst noch kein solches Erforschen.

Insofern ist es zwar (selbstverständlich) auch hier das Ziel wissenschaftlicher Tätigkeit, das die Perspektiven bestimmt: literarische Texte ihrer Eigenschaft und ihrem Rang gemäß als Kunstwerke zu erforschen; gleichwohl ist es mein Anliegen, für dieses Ziel auf möglichst zeitgemäße und sorgfältige Weise das Feld zu bereiten; das rechtfertigt die Konzentration auf eine gründliche und ausführliche Handhabung elementarer - hier: formaler - Gesichtspunkte.

I. Gegen die These von der Selbstausslegung des Textes

Der Text “Von den Gleichnissen” scheint eine literaturwissenschaftliche These geradezu herauszufordern: daß nämlich der Text, da er ein Gleichnis sei und obendrein das Problem der Interpretation von Gleichnissen erörtere, sich selbst auslege. Titel von Aufsätzen sind in dieser Hinsicht sprechend: “Erzähllogik und Verstehensprozeß in Kafkas Gleichnis ‘Von den Gleichnissen’” (Ingrid Strohschneider-Kohrs); “Sich selbst interpretierende Texte. Franz Kafkas ‘Von den Gleichnissen’” (Oliver Jahraus).

Auch wenn sie nicht als Aufmacher benutzt wird, ist sie allerdings eine Art Gemeinplatz einer ganzen Interpretationstradition. Eine weitere Formulierung findet sich bei Klaus-Peter Philippi: “Das Problem der Faßbarkeit der Gleichnisse ist selbst Gegenstand der Parabel.”⁴

Freilich habe ich hier die Formulierungen der Kafka-Literatur aus ihrem Zusammenhang gerissen. Sie gehören in umfangreichere Interpretationen, und in deren Kontext mag selbst die auf den ersten Blick ja völlig unhalt-

⁴ Klaus-Peter Philippi, “Parabolisches Erzählen”, 246. Der pointierten Formulierung geht die Feststellung voraus, daß hier “scheinbar Bild- und Sachhälfte im Ganzen des Textes zusammen[fallen]” (ebd.).

bare These eine gewisse Fruchtbarkeit entfalten (kein Wunder, möchte man hinzufügen, denn sie ist als Selbstbezüglichkeitstheorem paradox, ähnlich wie die berühmte Lügnerparadoxie, und derartige Texte fordern seit eh und je zu den vielfältigsten und phantasievollsten Interpretationen heraus).

Ich möchte an dieser Stelle die einzelnen Erörterungen der Sekundärliteratur zu diesem Text nicht diskutieren, sondern mich auf die These in ihrer Reinform beschränken. Ich werde in diesem Abschnitt (bevor ich im weiteren Verlauf der Arbeit einen alternativen Ansatz präsentiere) zu zeigen versuchen, daß die These von der Selbstausslegung des Textes "Von den Gleichnissen" nicht haltbar ist - aus logischen Gründen.

1. Das Argument ist das folgende:

(1) Der Text spricht über Gleichnisse.

So viel ist offensichtlich. Benötigt wird allerdings strenggenommen noch etwas mehr, nämlich:

(1*) Der Text spricht über Gleichnisse *als solche* bzw. er spricht über *alle* Gleichnisse.

(2) Der Text ist ein Gleichnis.

Das ließe sich auf unterschiedliche Weise rechtfertigen; in diesem Fall reicht es allerdings nicht aus, es aus den Symptomen des Textaufbaus, den verwendeten Stilmitteln etc. herzuleiten:⁵ Der Text muß zwingend als Gleichnis nach den Merkmalen bestimmbar sein, die (1*) dafür angibt, ein Gleichnis zu sein. Nur so läßt sich dann *schlußfolgern*, daß

(3) der Text (weil er über alle Gleichnisse spricht) über sich selbst spricht.

Auch das ist noch nicht spektakulär. Paradox wird es erst mit der Zusatzprämisse

⁵ So geschieht es bei Philippi; die Diskussion bei Strohschneider-Kohrs ist ebenfalls sehr differenziert und agiert mit großem Hintergrund-Spezialwissen.

Worauf es mir ankommt, zumindest an dieser Stelle, ist die einfache Tatsache, daß nichts Bestürzendes daran wäre, wenn Kafkas Gleichnis (das aus gattungsgeschichtlichen Gründen so zu nennen wäre) über Gleichnisse (in einem anderen, nämlich durch den Text selbst konstituierten Sinn) spricht. Das klingt nicht nur bei weitem nicht mehr so spektakulär wie die Formulierung des Titels bei Strohschneider-Kohrs, daran ist auch nichts Kafka-Eigentümliches (ebensowenig wie ein Lexikon paradox ist, in dem ein Artikel "Lexikon" vorkommt, ein "Theater im Theater" höchst befremdlich wäre, oder das Romanlesen und -nicht-verstehen einer Romanfigur, sagen wir: Don Quixote, eine Unruhe auslösen kann, wie sie dem Kafka-Leser vertraut ist).

- (4) Der Text zeigt, daß es problematisch bis hin zur Unmöglichkeit ist, Gleichnisse zu interpretieren.

Daraus ergibt sich nun das Resultat, daß der Text, indem er sich selbst interpretiert, zeigt, daß er nicht zu interpretieren ist (und das *ist paradox*).⁶

2. Natürlich habe ich das Argument absichtlich in so holzschnittartigen Thesen formuliert. Selbstbezüglichkeit, wenn sie in der Tat nicht nur bei oberflächlichem Betrachten, sondern auch bei intensiver Evaluation noch als solche erscheinen soll, muß logisch hieb- und stichfest sein.⁷ Sonst handelt es sich an Stelle des Paradoxen lediglich um eine Verwirrung, die aus mangelhaftem Zugang zur Logik des Textes hervorgeht.

Selbstverständlich gelangt auch die Kafka-Literatur üblicherweise zu einer elaborierteren Auffassung als in dieser platten Selbstinterpretationsthese. Den ganz kurzen Weg wählt allerdings Jahraus, der schlichtweg postuliert: “In diesem Text wird die Deutungsproblematik am Gleichnis diskutiert. Weil sie darüber hinaus zugleich auch durch den Text realisiert wird, gibt sich der Text selbst als Gleichnis und entfaltet damit autoreflexiv seine eigene Deutungsproblematik. Er interpretiert sich selbst.”⁸ Das entspricht dem von mir oben in den Sätzen (1*) bis (4) formulierten Argument. Daran ändert auch die von Jahraus aufgefahrene gewaltige terminologische Maschinerie, begonnen bei Jakobson und Eco bis hin zu Searle, Wittgenstein und Putnam, nicht viel (im Gegensatz zu der tatsächlich viel stärker differenzierenden Behandlung bei Strohschneider-Kohrs).

Wie oben schon angedeutet, sollten insbesondere die Schritte (2) und (4) des Arguments Zweifel wecken. Daß es unglaublich ist, daß Kafka seinen eigenen Text in dem Sinne als ein Gleichnis geschrieben habe, den der Text selbst dem Gleichnisbegriff zuordnet, ist in der Literatur bereits angemerkt worden. Allemann bemerkt gegen so eine leichtfertige Gleichsetzung: “Wenn wir die Gleichnisse in ‘Von den Gleichnissen’ als Chiffre für Kafkas eigenes Werk oder Teile davon verstehen, implizieren wir, daß Kafka mit den Weisen im Grunde sich selber meint. Das ist bereits eine gewagte, bei näherem Hinsehen wohl unhaltbare Annahme.”⁹ Nun mag eine gewis-

⁶ In der Formulierung von Jahraus: “Der Text versucht, eine subversive Selbstinterpretation zu etablieren, die nur in der Verweigerung oder Unmöglichkeit einer Interpretation überhaupt besteht.” (“Sich selbst interpretierende Texte”, 390.)

⁷ Zu derartigen (echten) Paradoxien, insbesondere auch hinsichtlich der Selbstbezüglichkeit, vgl. im einzelnen R. M. Sainsbury, *Paradoxes*.

⁸ Oliver Jahraus, “Sich selbst interpretierende Texte”, 385.

⁹ Beda Allemann, “Kafka. Von den Gleichnissen.”, 141f.

Allemann fährt fort: “Wo in seinem ganzen Werk hätte sich Kafka die Haltung eines Lehrers der Weisheit angemaßt?” Das suggeriert eine Art von Bescheidenheit; man könnte ebensogut allerdings auch andersherum fragen, ob sich Kafka wohl mit jemand hätte identifizieren lassen wollen, der bloß tautologische, pragmatisch unnütze, leere und formelhafte Empfehlungen von sich gibt.

se Evidenz vorliegen, daß die These nicht ganz selbstverständlich ist - ein Argument ist das wohl noch nicht. Schwerer wiegt da schon, daß der Text ja alles andere als Klarheit und Eindeutigkeit darüber verschafft, was unter einem Gleichnis zu verstehen sei: "Keine der Redemittelungen gibt eine voll explizite Erklärung darüber, was ein Gleichnis sei."¹⁰ Um freilich eine Aussage wie (2) als hinreichend begründet gelten zu lassen, sollte darüber schon etwas bekannt sein. Es würde ein Kriterium dafür benötigt, was es für einen Text heißen soll, ein Gleichnis zu sein. "Der Text als ganzer deutet etwas davon an, macht aber mit gediegener Strenge vor einer solchen Aussage halt."¹¹ - was Ingrid Strohschneider-Kohrs hier richtig bemerkt, das kann zwar erklären, warum man relativ schnell zu dem *Eindruck* gelangen kann, es handele sich um ein Gleichnis. Es gibt aber keinen hinreichenden Grund zu der Behauptung, der Text *sei* ein Gleichnis in dem Sinne, in dem der Text den Begriff des Gleichnisses selbst verwendet.

Sollte aber der Satz (2) nicht ausreichend fundiert sein, dann ist (3) nicht schlüssig. Ebenso zweifelhaft dürfte - aus ähnlichen Gründen - Schritt (1) sein. Da der Text ohnehin schon nicht klar darüber ist, was ein Gleichnis sein könnte (den Begriff systematisch in einer gewissen Vieldeutigkeit hält), kann er auch nicht von Gleichnissen schlechthin sprechen. Und schließlich kann er ebensowenig von Gleichnissen im allgemeinen behaupten, sie seien uninterpretierbar. Das spräche gegen Satz (4). Insgesamt ist demnach das gesamte Argument eher als unschlüssig zu bezeichnen. Die These von der Selbstinterpretation des Textes entbehrt so zumindest einer kohärenten Argumentation.

Um Mißverständnissen nochmals vorzubeugen: Ich will hier nicht der Forschungsliteratur Naivität unterstellen, sondern eine Prämisse oder Präsupposition ihres Herangehens diskutieren (nämlich die Selbstbezüglichkeitsthese). Dazu ist es nötig zu zeigen, daß diese Prämisse unerwünschte Folgen hat (in diesem Fall die Ratlosigkeit, die der paradoxe Text immer wieder hinterläßt, wenn der Blickwinkel durch die Prämisse geprägt ist) - nur so läßt sich eine alternative Herangehensweise ja rechtfertigen. Das Problem liegt darin, daß just diese Prämisse logisch inkohärente Thesen provoziert. Daß die Prämisse naheliegt, daß sie unter Umständen nahezu unumgänglich erscheint, wird nicht bestritten.

3. Überdies ist die Schwierigkeit selbst charakteristisch für Kafkas Schreiben: Er scheint den Unterschied zwischen Realität und Fiktion (d.i. zwischen seiner eigenen Schreibsituation und der in seinem Text beschriebenen Situation) gelegentlich spielerisch zu verwischen. Ein Beispiel dafür sind die Anspielungen, die er im *Proceß* auf das Voranschreiten oder Stocken der Arbeit an dem Roman (in dem die Anspielungen stehen) macht, unter der

¹⁰ Ingrid Strohschneider-Kohrs, "Erzähllogik und Verstehensprozeß", 310.

¹¹ Ebd.

Chiffre der “Eingabe”, die Josef K. anfertigen will.¹²

Aber das zeigt eigentlich nur, daß Kafka hier persönliche Erfahrungssituationen, autobiographische Elemente in seinen Roman einfließen läßt. Nichts daran läßt sich so interpretieren, daß der Text sich etwa auf sich selbst beziehe. Zwar geht es im Roman um eine “Eingabe”, die (unter anderem) eine Chiffre für den Roman selbst sein könnte. Insofern taucht der Roman (könnte man behaupten) in sich selbst als Inventargegenstand des Romans auf. Dabei wird allerdings übersehen, daß der Prozeß des “Chiffrierens” wesentlich eine chiffrierende Person (nämlich Kafka) und eine dechiffrierende Person (den Leser oder die Leserin) erfordert - und diese befinden sich zwangsläufig *nicht* auf der Ebene des Romans, sondern in der Realität.

4. Abgesehen von der logischen Unmöglichkeit der Selbstreferenz wäre es in der Tat etwas eigenartig, wenn man behaupten wolle, der Text “interpretiere” einen Text (ganz gleich, ob damit derselbe Text gemeint ist oder ein anderer).

Zwar gebraucht man gelegentlich die Redeweise “dieser Text interpretiert...”, doch Interpretation ist eine Handlung, und eine solche setzt ein Subjekt der Handlung ebenso voraus wie ein Objekt (welches der interpretierte Text ist). Überdies ist eine Interpretation eine solche Handlung, die offensichtlich in hohem Maße eine Interpretationsabsicht (die sich nicht in der Absicht, zu interpretieren, erschöpfen kann) und einen gewissen *background* voraussetzt, der beispielsweise beschrieben werden kann, indem man dem interpretierenden Subjekt eine Reihe von gemachten Erfahrungen und eine Menge von Überzeugungen zuschreibt. Ohne alles dies ist eine Interpretation keine Interpretation. In diesem Sinne ist ein wissenschaftlicher Aufsatz, ein feuilletonistischer Essay oder ein kunstvolles Gedicht über einen Text eine Interpretation, aber es gehört jemand dazu, der (oder die) diese Interpretation mittels des “interpretierenden” Textes durchführt. Der “interpretierende” Text für sich genommen reicht als Interpret bei weitem nicht aus.

5. Ich werde nun im Folgenden versuchen, die den genannten Schwierigkeiten zugrundeliegenden Eigenarten des Textes aus einer etwas anderen Perspektive zu untersuchen. Dabei werde ich eine Reihe von Konzepten aus der Sprachphilosophie und Logik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

¹² Vgl. hierzu *Erläuterungen und Dokumente: Der Prozeß*, 62f.

Daß derartige Textbefunde psychoanalytische Deutungen geradezu herausfordern sollte nicht verwundern; allerdings mag das nicht unbedingt für die Korrektheit dieser Deutungen sprechen, sondern könnte ebensogut als aufschlußreiches Symptom für die methodologischen Probleme gelten, die mit psychoanalytischen Ansätzen in der Literaturwissenschaft verbunden sind. Ich werde diese Diskussion hier nicht vertiefen, weise aber darauf hin, daß auch Argumentationen des psychoanalytischen Typus für die These der Selbstbezüglichkeit der Texte (im logischen Sinn) kaum überzeugen werden.

heranziehen. Dennoch werde ich auf deren Darstellungsformen verzichten (insbesondere bezieht sich das auf logische Formalisierung), um einem Mißverständnis vorzubeugen: Es geht hier nicht darum, mittels Formelwerk und Rechnerkapazität etwa den Text zu “knacken”, wie man beispielsweise einen raffinierten Geheimcode “knackt”. Die Interpretation literarischer Texte bleibt ein hermeneutisches Unterfangen, und somit ein Herangehen einer ganz anderen Art.

Aber auch jedes hermeneutische Verstehen beruht teilweise auf einem Hintergrundwissen, das den formalen Aufbau, die Architektur einer größeren künstlerischen Form, die benutzten Denkmuster, Stilfiguren und anderes mehr in einer übersichtlichen Weise zu erfassen hilft. Das gilt auch, und vielleicht in besonderem Maße für solche Kunstwerke, die einen guten Teil ihrer ästhetischen Eigenart gerade aus bisher ungekannten formalen Strukturen, Werkarchitekturen, Denkfiguren usf. gewinnen. Ich meine, daß die Fremdartigkeit mancher Rezeptionserfahrung der Kafkaschen Werke auf quasi-paradoxen Text-Strukturen beruht; und die jüngeren Entwicklungen in Logik und Sprachphilosophie haben uns geholfen, eine Reihe ganz ähnlich gelagerter Phänomene (die mit Paradoxien, dem Begriff der Wahrheit, inkonsistenten Textgebilden und ähnlichem zu tun haben) inzwischen viel besser zu verstehen. Dieses fortgeschrittene Verständnis (das in der Logik selbstverständlich mit Hilfe von Formeln dargestellt wird) möchte ich nutzbar machen, in der Hoffnung, daß Interpretationen, die ein solches, verfeinertes und zeitgemäßeres Verständnis logischer und semantischer Eigenheiten ihrer Gegenstände zur Verfügung haben, davon profitieren können.¹³

II. Die Semantik des Wortes “Gleichnis”

Die Zentralität des Begriffes des Gleichnisses im Text ist nicht zu übersehen. Strohschneider-Kohrs macht auf die verschiedenen Verwendungen des Wortes aufmerksam: “Das Wort ‘Gleichnis’ [...] durchzieht den gesamten Text; und zwar erscheint es in immer neuartigen Kontextwendungen” - allerdings gelangt sie weder zu einer vollständigen Analyse (sondern konstatiert lediglich die Verständnisschwierigkeiten, die durch diese Verwendungsp pluralität aufgeworfen werden), noch zu einer interpretatorischen Handhabung dieses Umstandes, der ja ein zentrales Konstitutionsprinzip des Textes darstellt.

Zwar weist sie darauf hin, daß “die Kontextdeterminationen, die Auslegungsweisen des Wortes ‘Gleichnis’ [...] nicht als ‘paradigmatisch’ voneinander ausgeschlossen [erscheinen]; sie beziehen sich allerdings auf verschie-

¹³ Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß eine Interpretation stets auf einer derartigen semantischen und logischen Analyse beruhen muß, wie ich sie hier durchführe; es bedeutet aber durchaus, daß eine Interpretation, *wenn* sie mit logischen Konzeptionen arbeitet (wie beispielsweise Jahraus mit dem Begriff der Selbstreferenz), nicht unter den jeweiligen Standards bleiben sollte.

dene Erfahrungsbereiche.”¹⁴ So sehr dem zuzustimmen ist, so fragwürdig erscheint, daß sie dann unkritisch die Ebenen des Textes und die des Text-Rezipienten-Verhältnisses vermischt, indem sie behauptet, daß es “als das im Text angezeigte Problem gelten muß [...], diese Erfahrungsbereiche zu erkennen und zu- oder in-einander zu fügen”.¹⁵ Hier wird wiederum (und ohne Begründung oder auch nur explizites Kenntlichmachen dieser Präsupposition) vorausgesetzt, daß der Text seine eigene Deutungsproblematik vorexerziert. Es wird unkritisch unterstellt, daß das “Würdet ihr folgen...” sich nicht nur an einen der Dialogpartner im Text, sondern ebenso an den Rezipienten des Textes richtet; dafür sind aber keine Signale im Text vorhanden, zumindest in dem Dialogteil gibt es keine auktorialen Elemente.

Ich werde in diesem Abschnitt die Semantik des Gleichnisbegriffes, wie sie durch den Text konstituiert wird, analysieren und zu zeigen versuchen, welche begrifflichen Strukturen dabei eine Rolle spielen.

1. Es ist eine inzwischen hinreichend bekannte These der Sprachphilosophie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch ihren Gebrauch bestimmt ist.¹⁶ A fortiori kann die Bedeutung von “Gleichnis” in Kafkas Text nur (oder zumindest in erster Linie) durch die Verwendung des Begriffes in diesem Text konstituiert werden.¹⁷ Ich nenne das die *textimmanente Semantik* von “Gleichnis”.¹⁸

Drei weitere Typen von bedeutungskonstituierenden Momenten können hinzukommen: ein *produktions*ästhetisch (und daher philologisch) relevantes historisches Vorverständnis des Begriffes beim Autor, also bei Kafka, ein

¹⁴ Ingrid Strohschneider-Kohrs, “Erzähllogik und Verstehensprozeß in Kafkas ‘Von den Gleichnissen’”, 306 Note 39.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ich verzichte hier auf eine Diskussion der Anwendung dieser These bei Jahraus. Sie scheint mir aber reichlich inkonsistent zu sein; daran dürfte nicht zuletzt Jahraus’ Bestreben einen Anteil haben, möglichst viele Stränge der Sprachphilosophie und Linguistik “einzubauen” (Searle, Eco, Wittgenstein, de Man usw., vgl. § I.2). Das macht nicht nur einen völlig übertriebenen Eindruck, sondern es wird an kaum einer Stelle tatsächlich deutlich, worin eigentlich der Sinn und Zweck der Anwendung der vielen unterschiedlichen Vokabulare liegen soll (vgl. hierzu auch § III.4, besonders Note 38).

¹⁷ Natürlich spielen auch Konnotationen eines solchen Begriffes immer eine Rolle, vor allem dann, wenn der Text Assoziationen provoziert (beispielsweise in politischen Anspielungen); allerdings sind in diesem Fall keine deutlichen Signale auf relevante außertextliche Bedeutungselemente zu konstatieren. (Vgl. hierzu auch Oliver Jahraus, “Sich selbst interpretierende Texte”, 394.)

¹⁸ Dieses Konzept sollte allerdings auch konsequent durchgehalten werden. Es muß darum gehen, die “Funktionweise” der Semantik dieses Begriffes im Text aufzuzeigen; dabei können Assoziationen gelegentlich hilfreich sein, allerdings dürfen sie nicht zum Prinzip der Analyse werden - denn dann sind sie eben just nicht mehr Bestandteil einer Analyse der Semantik des Textes, sondern herangetragene Interpretamente (wenn auch auf der Ebene der Feinstruktur-Interpretation). Für ein konkretes Beispiel für eine nicht streng textimmanente Diskussion der Bedeutung des Gleichnis-Begriffes vgl. Strohschneider-Kohrs, “Erzähllogik und Verstehensprozeß”, 307-309.

rezeptionsästhetisch relevantes (v.a. durch die gegenwärtige Verwendung und den persönlichen Erfahrungshorizont des Lesers oder der Leserin geprägtes) Vorverständnis, und ein zum Zweck der Interpretation in Anschlag gebrachtes *Spezialwissen* bei der literaturwissenschaftlichen Analyse (wie zum Beispiel gattungsgeschichtliches oder geistesgeschichtliches bei Philippi oder Strohschneider-Kohrs). Daher gibt es keine endgültig festlegbare Semantik. Sie ist philologisch nicht determinierbar (wir werden nicht allzu genau ergründen können, was Kafka für ein Verständnis des Wortes hatte), der Leser ist ohnehin frei in seinem Verständnis und auch ein wissenschaftliches Spezialwissen kann in seiner Anwendung auf konkrete Einzelfälle immer Schwierigkeiten aufwerfen. (Beispielsweise wissen wir, daß Kafka regelmäßig ins Kino ging und politische Veranstaltungen besuchte; wir mögen annehmen, daß Erfahrungen mit diesem neuen Medium oder dem politischen Diskurs in seine Literatur eingeflossen sind - aber in der konkreten Interpretation bleibt das oft Vermutung, die auch leicht überstrapaziert werden kann.)

Im vorliegenden Fall allerdings scheint eine vorwiegend textimmanente Analyse gerechtfertigt. Ich nehme dazu eine Herangehensweise zum Vorbild, wie sie - exemplarisch am Begriff "ästhetisch" - von Wolfgang Iser vorgeführt wurde.¹⁹

2. Bei Kafka erfährt der Begriff "Gleichnis" sieben unterschiedliche Verwendungsweisen:²⁰

- V1) zur Charakterisierung der Worte der Weisen: "nur" Gleichnis, *im täglichen Leben unverwendbar*, zu sein (**pragmatische** Charakterisierung dessen, was unter den Begriff des Gleichnisses fällt);
- V2) als *tautologisch* und nichtssagend (**formale** Charakterisierung);
- V3) als etwas, dem man *folgen* kann (**kommendative** Charakterisierung);²¹

¹⁹ Wolfgang Iser, "Ästhetisierungsprozesse", 23-39.

²⁰ Die strukturelle Besonderheit, hier eine höchst symbolische Anzahl von Vorkommen im Text zu haben, ist möglicherweise sogar von Kafka bewußt gewählt (bekanntlich spielt Zahlensymbolik in allen Künsten seit jeher eine Rolle, und es mögen Affinitäten zu kabbalistischen Traditionen bei Kafka eine gewisse Rolle gespielt haben). Ich bin diesen Zusammenhängen hier nicht nachgegangen, so daß ich dies nur als ein randständiges Detail anmerken möchte.

²¹ Ich wähle diesen Ausdruck, weil er mir gegenüber den möglichen Alternativen (imperative oder appellative Charakterisierung) angemessener erscheint. Gleichnisse werden hier als etwas charakterisiert, dem man folgen kann (nicht in dem Sinn, in dem einem das freigestellt ist, sondern in dem Sinn, daß Gleichnisse *befolgt* sind), also als etwas von der Art eines Befehls, einer Aufforderung, oder eben einer Empfehlung. Die ganze Situation des Textes scheint letzteres am ehesten nahezulegen.

- V4) als etwas, das man *werden* kann (*finale* Charakterisierung);
- V5) als Beschreibungsmittel, das den Zusammenhang zwischen dem Folgen in V3 und dem Werden in V4 erfassen kann (*kausale* oder *konditionale* Charakterisierung);
- V6) als Kontext, Rahmenbedingung für eine Wette (Mittel zur Konstitution einer Situation), in dem Sinn von Gleichnis also, in dem man behaupten kann, jemand hätte “im Gleichnis” mit einer Aussage Recht (*faktisch oder fiktional situierende* Verwendung)
- V7) als eine Situierung nicht der Wahrheit einer Auffassung, sondern einer Figur, in dem Sinne, in dem sich von der Figur sagen läßt, sie hätte “im Gleichnis gewonnen” (*Figurensituierende* Verwendung).²²

Das mag nun so aussehen, als wollte ich mit Kanonen auf Spatzen schießen; und außerdem ist ja die Semantik eines Begriffes unmöglich schon durch ein paar Verwendungsweisen in so wenigen Sätzen bestimmt.²³ Hier ist es wichtig, nicht einem Fehlschluß aufzusitzen: Die Semantik wird selbstverständlich durch *alle* oben aufgeführten Verwendungen *gemeinsam* konstituiert, ich habe sie nur für heuristische Zwecke auseinander analysiert. Es gilt freilich, nicht nur zu trennen, sondern auch die bestehenden Zusammenhänge aufzuzeigen. Darauf werde ich zurückkommen; zunächst müssen die einzelnen Bedeutungselemente etwas näher erläutert werden.

Klar dürften die pragmatische und die formale Charakterisierung von Gleichnissen sein. Diese Verwendungen des Ausdrucks stammen aus dem ersten Teil des Textes, der eine zusammenhängende Erörterung und Bewertung dessen bietet, was als Gleichnis aufgefaßt wird: die “Worte der Weisen”, tautologisch, unverwendbar, hohl und nutzlos. Beide Verwendungsweisen kohärieren miteinander.

3. Ebenfalls kohärent sollten die dritte und vierte Verwendungsweise sein, die kommendative und die finale; sie werden ja schließlich in einem Satz,

²² Ungefähr in der Verwendungsweise, in der wir sagen könnten, Sherlock Holmes hätte “im Roman” ein Verbrechen aufgeklärt, in der Wirklichkeit gäbe es allerdings niemanden, der den berüchtigten “Jack the Ripper” namhaft machen konnte usf.

²³ Meine Vorgehensweise wäre gerechtfertigt, wenn es sich um eine geschlossene künstliche Sprache handeln würde, und ich benutze semantische Techniken, die eher in die Logik, Informatik oder linguistische Semantik passen würden. Aber mir geht es darum, die charakteristische Komplexität der Semantik des Begriffes bei Kafka transparent zu machen, denn eben diese spielt eine erhebliche Rolle bei den (schlußfolgerungsähnlichen) dialogischen Übergängen von einem Satz des Textes zum nächsten. Der Text bezieht seine Überzeugungskraft aus seinen Schlußfolgerungen, und diese beruhen auf der Semantik, die ich hier analysiere.

von ein und demselben Sprecher, und in einem engen Zusammenhang miteinander gebraucht: “Warum wehrt ihr euch? Würdet ihr den Gleichnissen folgen, dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden und damit schon der täglichen Mühe frei.”

Aber es drängen sich hier drei Fragen auf: zunächst ist dies eine Antwort auf den ersten Teil des Textes (der *inquit*-Formel “sagte einer” ist ein “Darauf” vorangestellt, das einen (eventuell zeitlichen, vielleicht aber auch direkt diskursiven) Bezug zum Vorhergegangenen herstellt), außerdem wird hinterher von der gesamten Aussage behauptet, sie sei selbst ein Gleichnis; wie ist das jeweils zu verstehen? Interessant ist aber auch (um noch einen Moment bei der Formulierung selbst zu verweilen), daß es durchaus nicht heißt, man solle etwa den “Weisen” folgen - zu folgen hätte man *den Gleichnissen* (was immer das bedeuten möge)! Analog heißt es - noch unverständlicher - man würde *zu Gleichnissen* werden (und nicht zu solchen, die Gleichnisse verwenden).²⁴

Was man sich unter Gleichnissen (nach dieser Verwendungsweise) vorzustellen hat, ist etwas, dem man *folgen* kann, etwas zu dem man *werden* kann - und obendrein soll es auch noch einen gewissen Zusammenhang zwischen diesem den-Gleichnissen-Folgen und dem zu-Gleichnissen-Werden geben. Nun könnte man sich zwar auf die Behauptung zurückziehen, der Satz sei unverständlich, überkomplex, “metaphysisch” oder sonst irgendwie nicht als Repräsentant eines kohärenten Sinns zu begreifen. Aber das sind Kapitulationserklärungen, keine wirklichen Antworten auf ein Problem. Will man jedoch tatsächlich einen Zugang zur Semantik des Begriffes in dem fraglichen Satz finden, so sollte man eine Erklärung für die außergewöhnliche begriffliche Struktur finden, die in der seltsamen Verwendung des Terminus “Gleichnis” hier enthalten ist. Die Frage ist dann, ob hier eine Wortverwendung *sui generis* vorliegt, oder ob nicht zumindest Analogien in anderen Begriffen anzutreffen sind.

Nun gibt es tatsächlich begriffliche Strukturen, die auf diese Weise funktionieren. Ich will dafür zwei Beispiele angeben: eine Art des Begriffs der Vollkommenheit und einen bestimmten Begriff von Wettstreit. Bekanntlich

²⁴ Strohschneider-Kohrs bemerkt hierzu lakonisch, “Würdet ihr folgen...’ - den Gleichnissen (statt: dem, was ‘diese Gleichnisse sagen’), so heißt es hier in verkürzender, aber auch sinnschwerer Wendung. Im weiterführenden Satz wird das Wort ‘Gleichnisse’ in ungewöhnlicher, fremder, in ängstlicher Weise gebraucht.” (“Erzähllogik und Verstehensprozeß”, 303.)

Hierbei empfindet Strohschneider-Kohrs offenbar die kommandative Verwendung noch als unproblematisch interpretierbar (nämlich als verkürzt), die finale Verwendung jedoch als dunkel. Beide Verwendungen sind ungewöhnlich, und zwar auf eine analoge Art und Weise: Es wird jeweils dort der Gleichnisbegriff verwendet, wo eigentlich etwas anderes zu erwarten wäre (im ersten Fall würde man eher sagen, man solle den Weisen folgen bzw. ihre Worte befolgen, im zweiten Fall müßte es eher heißen, man wäre selbst weise geworden o.ä.). Diese auffällige Analogie halte ich für ein zu deutliches Signal, um die von Strohschneider-Kohrs gemachte implizite Differenzierung aufrecht zu halten. Meines Erachtens wird hier zweimal ein und dieselbe Technik angewandt.

gibt es bei Kafka eine Fülle von Kampfsituationen, und auch die Dialogstruktur des hier behandelten Textes ist unter dieser Perspektive interpretiert worden.²⁵ Wenn ich hier von einem Wettstreit spreche, meine ich allerdings nicht einen solchen Kampf, der dadurch gekennzeichnet ist, daß man einfach gewinnen oder verlieren kann. Der Begriff von Wettstreit, den ich hier im Auge habe, hat eher eine turnierartige Dimension, und das ist es, was ihm mit dem ersten Beispiel, dem Streben nach Vollkommenheit, verbindet.

Um mich nicht in komplizierte philosophische Erörterungen verstricken zu müssen, beschränke ich mich einfach auf das Element von "Vollkommenheit", auf das es mir hier ankommt. Das mag dann etwas banal oder naiv klingen, aber es geht mir tatsächlich nur um die begriffliche Struktur.²⁶ Alle Menschen streben nach Vollkommenheit (oder sollten es zumindest). Nun ist Vollkommenheit etwas, das nicht an sich existiert - es existieren nur mehr oder weniger vollkommene Menschen (oder Dinge usw.). Für eine einzelne Person ist jemand, der vollkommener ist als sie, ein Vorbild, dem sie zustrebt. Aus ihrer Perspektive ist dieser "jemand" etwas, dem sie folgt. Angenommen, sie hat dabei einigen Erfolg, dann ist sie auf diese Weise vollkommener geworden. Je mehr dies der Fall ist, desto mehr wird sie selbst zu einem Vorbild für andere, die ihr folgen (d.i.: ihre Art oder ihren Grad von Vollkommenheit anstreben). So existieren also zwei verschiedene Perspektiven: eine, aus der heraus man zu etwas Vollkommenem hinstrebt (ihm folgt), und eine andere, aus der man selbst etwas mehr oder weniger Vollkommenes ist, zu dem hin gestrebt wird. Beide Perspektiven sind aufeinander bezogen. Diese doppelte Perspektiven-Struktur weist also exakt die Merkmale dessen auf, was in der ungewöhnlichen Verwendung durch Kafkas ersten Sprecher die Gleichnisse kennzeichnet: Man kann ihnen folgen (kommendative Charakterisierung der Gleichnisse), und in dem Maße, in dem man dies tut, wird man selbst zu Gleichnissen (finale Charakterisierung).

²⁵ Beda Allemann, "Kafka: Von den Gleichnissen", 145.

²⁶ Neben dem Mißverständnis, das entstünde, wenn man diese Erörterung als eine philosophische Explikation des Begriffs der Vollkommenheit lesen würde, möchte ich gleich noch einem zweiten vorbeugen: Mein Ziel ist es freilich nicht, durch mehr oder minder weit hergeholt Assoziationen (hier zum philosophischen Konzept der Vollkommenheit) Interpretamente zu gewinnen, um dann etwa zu behaupten, Kafkas "Gleichnisse" seien ein Code für "das Vollkommene". Das ist zwar eine raffinierte Form von Allegorese, aber es ist eben Allegorese, die vielleicht den Anschein erwecken könnte, eine Art Interpretation abgeben zu können.

Dem gegenüber liegt mir daran, den Satz als einen *sinnvollen* Satz ernst zu nehmen. Er mag dunkel und "sinnschwer" (Strohschneider-Kohrs) sein - aber wir verstehen ihn, irgendwie. Mir geht es darum, zu zeigen, *wie* man ihn verstehen kann, wie man ihn auffassen kann, um ihn als einen semantisch sinnvollen Satz lesen und verstehen zu können. Wäre das nicht möglich, müßte man konstatieren, daß er Verwirrung erzeugt, weil er nur dem Anschein nach ein bedeutungstragendes sprachliches Gebilde ist. Das wäre natürlich möglich, solche Sätze gibt es durchaus. Ich möchte nur zeigen, daß es in diesem konkreten Fall nicht so ist. Dem Satz läßt sich durchaus (zumindest) eine kohärente Semantik zuordnen.

Um zu zeigen, daß dies nicht zwangsläufig an die positiven Assoziationen geknüpft ist, die wir mit dem Begriff der Vollkommenheit verbinden mögen, nun das zweite Beispiel: Nehmen wir an, wir wären in ein Turnier involviert, in dem es gilt, durch Einzelkämpfe (von denen man möglichst viele gewinnt), “nach vorn” zu gelangen. Das bedeutet erstens, daß man viele Kämpfe gewinnen muß, auch und gerade gegen solche Gegner, die schon weit oben in der Rangliste stehen, denn diese zu schlagen gilt am meisten. Es bedeutet aber zweitens, daß man, je weiter man auf dem “Leaderboard” nach oben steigt, selbst zum Herausgeforderten wird. Auch hier gibt es die schon erwähnte Perspektivdualität, die Hinsicht, in der man etwas, ein Ziel, *verfolgt*, und die andere Hinsicht, in der man etwas *wird*, und zwar umso mehr, je mehr man das Ziel verfolgt hat. In Kürze: Wir haben auch hier (nur in einem Kontext des Kampfes, vielleicht auch der Gefahr, man könnte etwa an politische Machtkämpfe denken) die Perspektivdualität des Vollkommenheitsstrebens - die finale und die kommendative Dimension des Begriffs des Gleichnisses verhalten sich wie die zwei Seiten einer Münze.

4. Ich hatte weiter oben von drei Fragen gesprochen, deren eine die eben behandelte Doppelstruktur von finaler und kommendativer Verwendung betraf. Die beiden anderen bezogen sich auf die Beziehungen zwischen dem Satz des ersten Dialogpartners zum vorhergegangenen ersten Teil des Textes sowie auf die Frage, was es bedeuten könne, daß “auch dies [i.e. der betreffende Konditionalsatz] ein Gleichnis sei.”²⁷ Da die Beziehung zum Anfang des Textes weniger eine Frage nach der Semantik des Gleichnis-Begriffs ist, also vielmehr eine Frage der Logik des Übergangs zwischen den einzelnen Behauptungen,²⁸ beschränke ich mich auf die letztere (nämlich in der Verwendung V5, die ich eine kausale oder konditionale Verwendung genannt habe).

Zunächst gibt es eine Oberflächenähnlichkeit dieser Verwendung von “Gleichnis” zu der im Anfangsteil des Textes. Wie dort wird hier eine

²⁷ Das “auch dies” kann zweierlei Bedeutung haben - es kann heißen, daß auch dieser Satz ein Satz vom schon erörterten Typ “Gleichnis” ist (also entweder tautologisch-nutzlos oder final-kommendativ oder beides ist), oder aber, daß dieser Satz einen weiteren Typ, d.h. eine neue, bis dahin noch nicht in Betracht gezogene Sorte von Gleichnissen wäre (in dem Sinn, in dem man manchmal sagt: “Ach so, das kommt auch noch, kommt obendrein zur schon behandelten Artenvielfalt von Gleichnissen noch hinzu”).

Nichts deutet auf die letztere Variante; vermutlich wäre sie auch logisch nicht kohärent. Denn wenn die Wette tatsächlich als Gegenstand die Behauptung hätte, hier käme eine weitere Art von Gleichnissen hinzu, dann würde die (sonst einleuchtende) Klassifizierung des “anderen” als einer der “Vielen” aus dem ersten Teil des Textes nicht mehr plausibel sein; außerdem bliebe dann die offene Frage nach dem genus der so unterschiedenen Gleichnis-Arten.

²⁸ Die *Logik* dieses Dialogs (ebenso wie die Logik anderer Kafka-Texte; vgl. unten, § IV. 1-2 zu den “Bäumen”, der “Kleinen Fabel” oder “Vor dem Gesetz”) muß ich hier aus Platzgründen unanalysiert lassen; sie zu erörtern würde aber ein zusätzliches erhellendes Licht auf die von mir vorgenommene *semantische* Analyse des Hauptbegriffs werfen.

sprachliche Äußerung auf den Begriff gebracht (am Anfang des Textes sind es die “Worte der Weisen”, die als Gleichnisse bezeichnet werden, hier die Äußerung des “einen”, des ersten der Dialogpartner).

Allerdings gibt es einen gravierenden Unterschied: die Worte der Weisen, so metaphorisch sie sein mögen, haben eine Komponente, die sich auch alltäglich verstehen lassen muß. Im Anfangstext wird ein Beispiel dafür gebracht: “der Weise sagt: ‘Gehe hinüber’”. Das mag, wie dann ausgeführt wird, überhaupt nicht als konkrete Anweisung zum “Hinübergehen” gemeint sein, es hat aber diese Doppeldeutigkeit - es läßt sich konkret und auch metaphorisch interpretieren. (Im Anfangstext wird dann daraus geschlossen, daß Gleichnisse entweder trivial oder schlicht unverständlich, in jedem Falle also nutzlos seien.) Der erste Dialogsatz hat diese Doppeldeutigkeit nicht. Es impliziert, wie auch das “Gehe hinüber”, semantisch eine Ortsveränderung (“würdet ihr den Gleichnissen *folgen*”),²⁹ jedoch nicht eine solche, die sich in einem konkreten Sinn interpretieren ließe. Es ist ja überhaupt nicht klar (und für den Fall, daß man die Ausführungen im ersten Teil des Textes akzeptiert, schon gar nicht), was es bedeuten soll, den Gleichnissen zu “folgen”. Wäre der zweite Dialogpartner also tatsächlich einer der “vielen”, denen der Anfang des Textes in den Mund gelegt ist, dann hätte er sich mit seiner Klassifizierung des Satzes des ersten Dialogpartners als Gleichnis einer gewissen Inkonsequenz schuldig gemacht.

Ein weiterer Unterschied zwischen dem Satz des ersten Dialogpartners und dem Beispiel-Gleichnis aus dem ersten Teil ist, daß letzteres nicht explizit mit einer pragmatisch relevanten Empfehlung versehen ist. Der erste Sprecher hingegen sagt ausdrücklich: “dann wäret ihr [...] damit schon der täglichen Mühe frei.” Eine Kritik an *diesem* Gleichnis müßte also (im Gegensatz zu der im ersten Teil des Textes geäußerten Kritik an Gleichnissen im allgemeinen) direkt verneinen, was da behauptet wird, also den ersten Sprecher eines Irrtums oder sogar einer Lüge bezichtigen.

5. Die beiden letzten Verwendungen des Gleichnisbegriffs sind mit den beiden vorhergehenden wieder durch ein referentielles Moment verbunden (sie beziehen sich auf die Behauptung des zweiten Sprechers, daß die Aussage des ersten Sprechers ein Gleichnis sei).

Diese Behauptung kann nun wahr oder falsch sein - in dieser Eigenschaft kann die Aussage (oder vielmehr eben ihr Wahrheitswert) zum Gegenstand einer Wette gemacht werden. Derjenige, der die Behauptung gemacht hat (der zweite der Dialogpartner), hat also Recht (und damit die Wette gewonnen), wenn der Satz wahr ist. Zumindest ist dies auf den ersten Blick so. Beim Weiterlesen überrascht der Text den Leser allerdings mit einer Art Zusatzparameter: In einer bestimmten Hinsicht (“im Gleichnis”) soll die Situation mit Blick auf einen und denselben Satz anders sein als in einer

²⁹ Vgl. Oliver Jahraus, “Sich selbst interpretierende Texte”, 399.

gewissen anderen Hinsicht (“in Wirklichkeit”). Diese beiden Verwendungsweisen haben eine gemeinsame semantische Komponente: sie situieren den Satz, dessen Wahrheitswert Gegenstand der Wette ist, jeweils in einem bestimmten Kontext. (Und in einem dieser Kontexte ist der Satz dann wahr, in dem anderen falsch.) Ich nenne sie daher jeweils “situierende” Verwendungsweisen. Das ist allerdings der weniger aufschlußreiche Aspekt: interessant ist nicht die Gemeinsamkeit dieser beiden Verwendungen, sondern der Unterschied, der mit ihrer Hilfe gemacht werden soll.

Es kommt hier nun darauf an, was darunter zu verstehen ist, daß man “im Gleichnis” Recht habe bzw. eine Wette verloren habe. Das kann bedeuten, jemand hätte Recht, wenn zur Evaluation seiner Aussage der Text des Gleichnisses als maßgeblich, als maßstabsgebendes Textkorpus dient; es kann hingegen auch bedeuten: jemand, der eine Wette abschließt, befindet sich in einer gleichnishaften Struktur (befindet sich also im Gleichnis, wettet dort und nur dort, im Gleichnis), mit anderen Worten: er ist eine Figur des Gleichnisses, und seine Wette (und sein Verlieren) wäre in dem Sinne “im Gleichnis”, in dem sie eben zu einer Figur gehört. Diesen Sinn von “im Gleichnis” nenne ich den Figurensituierenden Aspekt der Semantik dieses Begriffs.

Zunächst wird in einem einleuchtenden Sinn behauptet, der zweite Dialogpartner hätte “in der Wirklichkeit” gewonnen. Das mag bedeuten: in der “Wirklichkeit” des Dialogs, in dem Sinn, in dem es die Wirklichkeit für die Dialogpartner ist, in der der erste Dialogpartner einen Satz gesprochen hat, den der zweite Partner als Gleichnis auffaßt. Ich spreche hier von der faktisch situierenden Verwendung von “im Gleichnis”. Wohlgedenkt - es werden *zwei* Situationen erzeugt. Der zweite Sprecher meint: “leider nur im Gleichnis”, der erste entgegnet: “Nein, in Wirklichkeit”. Da dies zwei verschiedene Situationen sind, kann in der einen etwas gelten, das in der anderen nicht gilt. Nach dem, was die Sprecher hier sagen (was ja über die bloßen Behauptungen nicht hinausgeht und den Rezipienten nicht die Möglichkeit gibt, diese zu evaluieren), gibt es hier einen faktischen (die “Wirklichkeit”) und einen fiktionalen (das “Gleichnis”) Kontext, und in dem einen gilt, was im anderen nicht gilt (daß der erste Satz des ersten Dialogpartners wahr ist). Was gilt, das entscheidet sich allerdings nach Maßstäben dieses Kontextes, die Evaluation des Satzes ist kontextabhängig.³⁰

Der Dialog endet hier allerdings nicht, sondern es erscheint eine weitere Aussage unter Verwendung des Gleichnisbegriffs, und diese erzeugt eine gewisse Verwirrung, da sie in einem Atemzug mit dem faktisch situierenden “in Wirklichkeit” genannt wird. Das Textbild macht hier die logische Struktur

³⁰ In der neueren Logik würde man hier Techniken der sogenannten possible-worlds-Semantik anwenden, die zur Evaluation derartiger situierender Verwendungen sprachlicher Ausdrücke geeignet sind. Diese Techniken sind bereits gründlich erforscht und weitgehend formalisiert. Ich gehe hier nicht weiter auf die formalen Aspekte ein, da sie zum intuitiven Verständnis nicht unbedingt notwendig sind.

der Verwendungen (gezielt, wie sich vermuten läßt) unklar. Die situierenden Verwendungen, die ich eben dargestellt habe, gehören zusammen. Die letzte Verwendung ist keine situierende. Sie läßt sich vom Rezipienten nicht verstehen, wenn er sie mit den vorangegangenen Aussagen in Verbindung bringen will (was das Textbild sehr suggestiv nahelegt). Er kann sie überhaupt nur verstehen, wenn er sie im Sinn einer *Figurensituierung* versteht, in dem Sinn also, in dem er den zweiten Sprecher als Figur im Spiel des Gleichnisses versteht, wie es entweder in der formal/pragmatischen oder in der final/kommentativen Verwendungsweise beschrieben wird (das bleibt hier offen). Am Schluß geht es also nicht um ein Verlieren der Wette um einen Wahrheitswert (die Möglichkeiten *dieses* Gewinnens oder Verlierens sind schon vollständig bezeichnet durch die beiden vorhergegangenen Aussagen), sondern um ein Verlieren in dem Streben oder Kämpfen darum, den Gleichnissen zu folgen bzw. Gleichnisse zu werden (im kommentativ/finalen Sinn) - inwiefern darin auch ein Scheitern in einem pragmatischen Sinn gemeint sein kann, bleibt - wie gesagt - offen, könnte also bestenfalls Gegenstand von Spekulationen sein.

6. Soweit habe ich versucht, die Verwendungsweisen des Wortes "Gleichnis" (das natürlich nicht der einzige relevante Begriff des Textes ist, aber evidentmaßen eine Schlüsselrolle innehat) auf ihre semantische Struktur hin zu untersuchen.

Es käme nun darauf an, die "Logik" des Textes zu analysieren: zu zeigen, welche Übergänge von einer Behauptung zur nächsten wie (und weshalb) gerechtfertigt sind, anhand welcher semantischen Elemente sie vollzogen werden, und wie die Rolle der unterschiedlichen Verwendungsweisen des Gleichnisbegriffes die Schlüssigkeit des Textes im Ganzen erzeugt.

Dabei wäre beispielsweise zu zeigen, warum etwa der erste Satz des Dialogs ganz natürlich als ein Gleichnis im Sinne des Anfangsteils erscheinen kann (nämlich wegen der Analogie des Satzes zur Beispielrede der "Weisen", dem "Gehe hinüber") - und warum diese Interpretation den Inhalt des Satzes wiederum auch nicht vollständig trifft (weil nämlich die Unterschiede in der Semantik bestehen, die ich oben, § II.4 aufgezeigt habe). Das macht dann die Behauptung, daß "auch dies ein Gleichnis ist", ambivalent, und diese Ambivalenz wird nun ausgenutzt, um die Unterscheidung zwischen fiktionaler und faktischer situierender Verwendung zu sanktionieren usf.

7. Mit dieser (informellen) semantischen Analyse bin ich bisher dem Beispiel von Wolfgang Iser gefolgt. Was dieser am Ausdruck "ästhetisch" (mit einer etwas anderen, nicht nur deskriptiven, sondern vor allem auch normativen Zielsetzung) demonstriert, gilt, *mutatis mutandis* auch für die Verwendung des Begriffes "Gleichnis" im hier besprochenen Text: "die Polysemie des Ausdrucks [ist] nicht etwa anstößig oder bedrohlich, sondern

gut begreiflich”³¹ - nur eben unter der Voraussetzung einer etwas anderen Betrachtungsweise. Es zeigt sich allerdings hier ebenso wie dort, daß “die diversen Verwendungen nicht einfachhin disparat sind [...] sondern zugleich etliche Verbindungen und Übergänge auf[weisen].”³²

Im Fortgang der Arbeit gilt es nun also einerseits (Abschnitt III) zu fragen, welche Konsequenzen sich aus der hier deutlich gemachten Feinstruktur des Textes für die Interpretation ergeben können (und ich werde einige Beispiele dafür bringen, daß sich diese Konsequenzen tatsächlich ergeben *haben*); andererseits werde ich (im Abschnitt IV) den hier besprochenen Text in einem Vergleich mit einer Reihe anderer kurzer Prosastücke Kafkas auf weitere wesentliche Merkmale der formalen Gestaltung hin untersuchen.

III. Probleme der Interpretation

1. Eine Interpretationsstrategie in der Literatur, die ich die Standard-Interpretation nennen werde, beruht in der einen oder anderen Form darauf, einen Ausgangspunkt in irgendeiner der diversen Verwendungsweisen im Text zu suchen, die verständlich erscheint (d.i. am besten dem jeweiligen Vorverständnis entspricht), um diese dann zur Grundlage dafür zu nehmen, den Rest des Textes zu erschließen.

So geschieht es bei Philippi, der das Problem der Glaubwürdigkeit gleichnishafter Rede aufgreift, dies an geistes- und gattungsgeschichtlichen Fragen untersuchend (beispielsweise über die Untersuchung des Verhältnisses zu den Gleichnisreden Jesu im Neuen Testament und zu Kierkegaard); aber das Ergebnis ist ein auf diese Fragestellung zugeschnittenes: “hier [ist] die Verheißung leer, das Transzendieren bleibt rein formal; so scheint die Weisheit, von außen, unfruchtbar.”³³ Doch das trägt wenig zum Verständnis des paradoxen Dialoges und zur Klarlegung dessen bei, was den Text so undurchdringlich erscheinen läßt (plane, pure Formalismen kennen wir, aber sie beunruhigen uns nicht).

Als ein weiteres Beispiel führe ich die Interpretation von Allemann an: Er macht als tragendes Element der schwierigen Textkonstruktion die antithetische Struktur aus, und führt diese dann auf die zentrale Kategorie seiner Interpretation hin: “Die Antithese in ‘Von den Gleichnissen’ läßt sich auf die Gegensatzbegriffe Wirklichkeit-Gleichnis reduzieren.”³⁴ Das ist Allemann zufolge das charakteristische ästhetische Prinzip des Textes: “[er] vergegenwärtigt mit seiner speziellen Antithese von Wirklichkeit und Gleichnis *modellhaft* den stehenden Sturm lauf vor dem unerreichbaren Ziel”.³⁵

³¹ Wolfgang Welsch, “Ästhetisierungsprozesse”, 39.

³² Ebd., 36.

³³ Klaus-Peter Philippi, “Parabolisches Erzählen”, 247.

³⁴ Beda Allemann, “Kafka: Von den Gleichnissen”, 147.

³⁵ Ebd., 149f.

Das Bild vom “stehenden Sturm lauf” stammt aus einer Tagebuchnotiz Kafkas. Alle-

Zweifellos spielt der Kontrast zwischen Gleichnis und Wirklichkeit (weiter gefaßt: Fiktion und Wirklichkeit) eine erhebliche Rolle. Doch das erklärt weder die literarische Qualität von Kafkas Text (dieser Kontrast wird ja häufig reflektiert, etwa bei den Frühromantikern, nur entstanden aus dieser Reflexion dann ganz andere Darstellungsformen als die Kafkas) noch die Verständnisprobleme, die aus seiner paradoxen Struktur resultieren.

2. Keine solche Standard-Interpretation ist direkt als “falsch” zu bezeichnen, nur sind sie alle einseitig - und daran scheitern sie. Keine kann letztendlich das Ganze des Textes abdecken, was jedoch immer beabsichtigt und nie erreicht wird - für jede bleibt ein “toter Winkel”. Das ist ein Konstitutionsprinzip dieses Textes, was sich auch leicht feststellen läßt; nur ist dies noch kein literaturwissenschaftliches Ergebnis. Es reicht nicht aus, den einen oder anderen Pfad durch das Labyrinth der semantischen Komponenten des häufigsten Begriffes zu wandern und anschließend zu konstatieren, daß es zwar kurze und lange Wege, nicht aber einen völlig komprehensiven “Königsweg” durch dieses Netz gibt, auf dem man, wie in einer Museumsführung, einmal ganz “herumkommt”. Mindestens gilt es, die semantische Struktur offenzulegen. Darauf habe ich mich bisher beschränkt; allerdings gibt es (selbstverständlich) noch weit mehr zu sagen.

3. In erster Linie betrifft das andere Stränge im Text, die nicht allein von der Semantik des Gleichnisbegriffs, sondern von noch anderen Elementen des Textes abhängen.

Beispielsweise hat Strohschneider-Kohrs auf den Gebrauch hingewiesen, den Kafka von der Partikel “nur” macht.³⁶

Außerdem gilt es natürlich, bei der Interpretation andere Elemente der Semantik zu berücksichtigen; solche nämlich, die nicht auf der textimmanenten Ebene konstituiert werden, sondern auf externen Gegebenheiten beruhen. (Ich habe weiter oben, im § II.1, solche Elemente bereits aufgezählt.)

4. Wollte man Kafkas “viele” paraphrasieren, so könnte man konstatieren, daß die Standard-Auslegungen immer wieder nur Paraphrasen sind, aber kein Verständnis bewirken, das über die unreflektierte Rezeption prinzipiell hinausgeht.

Dem gegenüber scheint es ein Ausweg zu sein, auf die Selbstreferenz des Textes abzuheben. Das gibt nicht nur ein Faszinosum ersten Ranges ab, sondern hat auch den Vorteil, eine (wenn auch nicht so ohne weiteres nachvollziehbare, weil selbst paradoxe) Erklärung für das “Paradoxe” im Text zu liefern.

mann hält es für ein “Grundmodell für die Denk- und Darstellungsweise Kafkas” (Ebd., 147).

³⁶ Ingrid Strohschneider-Kohrs, “Erzähllogik und Verstehensprozeß”, 299.

Wie ich aber (im Abschnitt I) argumentiert habe, ist diese Selbstbezüglichkeitsthese logisch nicht kohärent. Es ist eine Bedingung der Möglichkeit von Selbstreferenz (und damit von Paradoxien), daß der “selbstreferentielle” Text nicht autonom in seinem Referenzverhalten ist (vgl. §§ I.3 und I.4).³⁷

Wenn also die Standard-Deutung immer wieder in “paradoxe” Situationen führt, andererseits aber der Text diese Situationen nicht durch Selbstreferenz produziert,³⁸ dann empfiehlt es sich, die Betrachtungsweise zu wechseln. Dafür habe ich einen Vorschlag gemacht, der sich natürlich, um eine ernsthafte Alternative darstellen zu können, nicht auf diesen einen kurzen Text beschränken darf. Ich werde daher nun die Perspektive auf andere Texte Kafkas erweitern. Dabei gilt es in Betracht zu ziehen, inwiefern weitere formale Merkmale für die gesamte Gruppe von Texten ebenso wesentlich sind wie die paradoxe Struktur.

IV. Paradoxie und Pointe

Einerseits teilt der Text “Von den Gleichnissen” mit anderen Texten von Kafka die Eigenschaft, paradox zu wirken. Das vielbeschworene “Kafkaeske” ist sicherlich zu einem Teil dieser Situation geschuldet, in die sich der Rezipient immer wieder verfängt.

Andererseits ist offensichtlich, daß eine Analyse wie die von mir auf “Von den Gleichnissen” angewandte (Abschnitt II) bei anderen kurzen Prosatexten nicht greift, da es in diesen üblicherweise keine so zentralen Begriffe gibt wie hier den Gleichnisbegriff. Es ist also sicherlich nicht nur die Semantik des Begriffes “Gleichnis”, die hier im Mittelpunkt der Frage nach der formalen Eigenart dieses Textes stehen kann.

Meine These für den Rest dieser Arbeit wird sein, daß der Text “Von den Gleichnissen” eine bestimmte formale Struktur realisiert, die einer Gruppe

³⁷ Vgl. auch Kripke, “Outline of a Theory of Truth”, der den Aspekt des Paradoxen zwar nur im Hinblick auf den Wahrheitsbegriff erörtert, aber den nötigen formalen Apparat mitliefert, auf den ich hier verzichtet habe. Das Analogon zur hier erörterten Selbstbezüglichkeit sind bei Kripke die sogenannten “unfundierte” Sätze.

³⁸ Eine dritte Möglichkeit wäre, das unbefriedigende Ergebnis der Standard-Interpretation mit dem problematischen Ergebnis der Selbstbezüglichkeitsthese zu verbinden, wie dies etwa Jahraus tut.

Was hier geschieht ist eine Art interpretatorischen Selbstbetrugs: Der Text wird als Paradoxie gekennzeichnet, weil er eine mangelnde Differenzierungsleistung erbringt, eben die Differenzierungsleistung, die Jahraus für die Interpretation auf einer “echten Metaebene” (“Sich selbst interpretierende Texte”, 404) reservieren will. Und auf der “echten Metaebene” erscheint als Ergebnis nur das, was alle anderen Interpretationen vorher auch schon ergeben haben: Der Text führt eine “Destruktion aller Lesarten und damit Sinndestruktion” (ebd.) vor. Was aber bringt die komplizierte semantische Analyse Jahraus’, wenn sie nichts weiter tut als ein längst gängiges Interpretament mit Hilfe eines überkomplexen Instrumentariums in die Feinstrukturen des Textes hineinzulesen? Dieses Interpretament (man könnte es mit “daß das Unfaßbare unfaßbar ist” paraphrasieren) wird so weder transparenter noch in seiner Anwendung auf den Text gerechtfertigt.

von kurzen, parabolischen Prosatexten gemeinsam (und für diese Stücke als Gruppe ein Charakteristikum) ist, die jedoch für jedes einzelne dieser Stücke individuell realisiert ist. (Die individuelle Realisierung im "Gleichnis"-Text beruht zu einem wesentlichen Teil auf der von mir untersuchten Semantik. Diese ist natürlich nur für diesen speziellen Text charakteristisch.)

Diese formale Struktur läßt sich allerdings nicht allein am Eindruck des Paradoxen festmachen, obwohl dieser einen ihrer wesentlichen Bestandteile ausmacht. Ich werde in den folgenden Paragraphen eine Reihe von kurzen Prosatexten Kafkas einer vergleichenden Betrachtung (hinsichtlich ihrer Form) unterziehen; das Element des Paradoxen spielt dabei eine Rolle, hauptsächlich geht es mir aber um die Tatsache, daß alle diese Texte auf eine *Pointe* hin angelegt sind.

1. Nun werde ich in diesem Rahmen keine grundlegende Analyse dazu vorlegen können, worin genau die Wirkung einer *Pointe* besteht. (Das wäre auch unzweifelhaft keine rein formale Fragestellung; außerdem würde dies die Frage der Interpretation der Texte eines einzelnen Autors weit übersteigen.) Daß die hier besprochenen Texte von Kafka allerdings den Zuschnitt auf einen Schlußsatz, eben eine *Pointe*, gemeinsam haben, ist ohne Zweifel eine auffallende Gemeinsamkeit. Dieser Schlußsatz hat offenkundig die Funktion, die durch den Text bis dahin erzeugte oder beschriebene Situation sehr plötzlich in ein anderes Licht zu tauchen: Der letzte Satz fügt der narrativen Struktur ein neues Element hinzu, das zur Uminterpretation des bisher im Text Erfolgenen nötigt.

Im Gegensatz zu Texten (etwa Witzen eines bestimmten Typs), in denen die *Pointe* eine *klärende* Wirkung hat, also Spannungen auflöst, bestimmte Unklarheiten auf eine befreiende Art beseitigt, Befürchtungen zerstreut und dergleichen mehr, ist die Wirkung bei Kafka eine durchaus *verwirrende* oder bestürzende. Es ist nicht einfach so, daß alles schlagartig komplizierter, schwieriger oder "verfahrener" würde - es wird praktisch unauflösbar, unentrinnbar, eben paradox.

Das ist keine formale Eigenschaft einer *Pointe* als solcher. *Pointen* können beide Typen von Wirkungen hervorbringen. Entscheidend ist also nicht, *daß*, sondern *wie* der bisher gelesene Text nach dem Schlußsatz uminterpretiert werden muß. Wenn die *Pointe*, wie bei Kafka, eine *paradoxe* Struktur komplettiert, dann ist die Wirkung eben die, daß der Effekt des Paradoxen schlagartig mit der *Pointe* eintritt. Die *Pointe* hat also eine verstärkende Funktion für den verwirrenden (paradoxen) Eindruck, den der Text hervorruft, indem sie ihn schlaglichtartig einfallen läßt. Daß es ein paradoxer Eindruck ist, das verstärkt andererseits auch den Plötzlichkeitscharakter der *Pointe*. Insofern sind Paradoxie und *Pointe* einander komplementär ergänzende wesentliche Merkmale der hier diskutierten Gruppe von Texten. Die Ergänzung besteht dabei insbesondere in der Verstärkung der Wirkung.

2. Die beiden kurzen Prosastücke “Die Bäume”³⁹ und “Kleine Fabel”⁴⁰ haben mit dem hier besprochenen Text gemeinsam, daß die paradoxe Wirkung pointiert mit dem Schlußsatz eintritt. Während aber in der “Kleinen Fabel” dazu eine zusätzliche Figur, nämlich die Katze, quasi als *diabolus ex machina* eingeführt werden muß, und in den “Bäumen” die Pointe “... auch dieses ist nur scheinbar” ohne weiteres wie eine willkürliche, nicht weiter evaluierbare Behauptung wirkt, ist die Situation in den “Gleichnissen” anders: Der letzte Satz ist erheblich stärker in den Ablauf des Dialoges integriert, er referiert sowohl auf den Gegenstand der Wette (“daß auch das ein Gleichnis ist”), als auch auf die vorhergegangene Behauptung (“leider nur im Gleichnis”). Zwar ist es auch hier der Fall, daß der gesamte Text, ohne den Schlußsatz gelesen, seinen paradoxen Charakter einbüßt.⁴¹ In den beiden anderen Texten wird aber die blitzlichtartige Änderung der Situation durch ein hinzugefügtes Element erreicht, in den “Gleichnissen” stellt sich sofort der Eindruck ein, daß auch die Aussage des letzten Satzes schon implizit in der Gesamtsituation des Dialogs enthalten war.⁴² Außerdem wird durch die Dialogstruktur eine besondere Situation erzeugt. Der Sprecher des letzten Satzes erweckt den Eindruck, ein “Experte” oder eine Autorität für Gleichnisse zu sein. Das verleiht seiner Behauptung (inwiefern die Wette gewonnen sei, nämlich “in der Wirklichkeit”, nicht aber “im Gleichnis”) ein zusätzliches Gewicht.⁴³

³⁹ Franz Kafka, “Die Bäume”. In: *Erzählungen*, 19.

⁴⁰ Franz Kafka, “Kleine Fabel”. In: *Erzählungen*, 320.

⁴¹ Beide Gesprächspartner könnten sich damit zufriedengeben, auf einer der Ebenen (Gleichnis vs. Wirklichkeit “gewonnen” zu haben); in den “Bäumen” wäre der Text ohne den Schlußsatz lediglich die Aufklärung einer Wahrnehmungstäuschung, und auch in der “Kleinen Fabel” entsteht das Gefühl der labyrinthischen Ausweglosigkeit erst durch den Spruch der Katze, die für die Maus einerseits den Ausweg aufzeigt (Ändern der Laufrichtung), andererseits gleichzeitig versperrt (“und fraß sie.”)

⁴² Möglicherweise kann eine Analogie zum Kriminalroman (insbesondere zum sogenannten “Rätselkrimi”, bei dem der Leser über die Identität des im Roman gesuchten Verbrechens im Unklaren gelassen wird) hier zur Klärung beitragen: “Die Bäume” und die “Kleine Fabel” ähneln solchen Romanen, in denen die Figur, die am Schluß als die gesuchte enttarnt wird, überhaupt erst kurz vor dieser Enttarnung eingeführt wird. Das mindert im Falle des Kriminalromans das Lesevergnügen in der nachträglichen Einschätzung des Rezipienten; bezüglich der Kafka-Texte läßt es einen gewissen Ausweg aus dem Paradox offen (den zu erkennen allerdings ein Mindestmaß an Reflexion erfordert, im Text wird er nicht signalisiert, eher versteckt).

Bei “Von den Gleichnissen” hat man hingegen eher die Situation der Rezipienten jener Kriminalromane, die die gesuchte Figur von Anfang an in die Handlung integrieren (und nur die Spuren, die zu dieser Figur hinführen, geschickt verbergen, allerdings immer so, daß der Leser sich im Nachhinein sagen wird, er hätte diese Spuren erkennen können). Der Schlußsatz ist ein solcher, der als möglicher Standpunkt im Text von vornherein existiert und lediglich erst am Schluß explizit gemacht wird. Wer bis dahin alles als “logisch” akzeptiert hat, gerät an dieser Stelle in die Denkfalle, und das ist nun in der Tat ein Merkmal des Paradoxen.

⁴³ Eine weitere Analogie zwischen den “Bäumen” und “Von den Gleichnissen” liegt in dem apodiktischen “Nein”, das den letzten Satz des ersten Dialogpartners einleitet und dem “Nein, das kann man nicht” in den “Bäumen”.

3. Ein weiterer Text, den ich an dieser Stelle nur unter einigen Aspekten betrachten, beileibe jedoch nicht angemessen erörtern kann, ist die berühmte Parabel “Vor dem Gesetz”.⁴⁴ Diese ist weit umfangreicher und komplexer als die hier bisher behandelten Stücke, und sie ist obendrein durch Querbezüge und Analogien mit dem Roman *Der Proceß*, von dem sie ein Bestandteil ist, verwoben.⁴⁵

Ohne Zweifel gibt es auch in diesem Text eine Pointen-Wirkung, die mit dem Schlußsatz eintritt. Ebenso wie in den anderen Texten könnte man auch hier analysieren, durch welche Mittel der Eindruck des “Paradoxen” entsteht, der insbesondere diesen Text auf die Interpreten Kafkas eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben läßt. Es gibt hier weder einen solchen Zentralbegriff wie in “Von den Gleichnissen”, mit dessen Hilfe (in unterschiedlicher semantischer Belegung, die durch subtil differenzierte Verwendung dieses Begriffes im Text erzeugt wird) die paradoxe Struktur verwirklicht wird, noch läßt sich eine im engen Sinne widersprüchliche Situation wie in “Die Bäume” ausmachen. Die Art, wie sich hier der Eindruck des Paradoxen aufbaut, dürfte eher analog der Struktur der “Kleinen Fabel” sein. Es wird hier kein Widerspruch auf der *semantischen* Ebene konstruiert (der sich dann im Schlußsatz, der Pointe) unmittelbar und schlagartig zeigt, sondern es ist eher das Verhältnis der *Perspektiven* der einzelnen Figuren untereinander, das hier die analoge Rolle spielt: wo in “Von den Gleichnissen” leichte Verschiebungen in den Verwendungsweisen Spannungen in der Semantik des Zentralbegriffes erzeugen, die in der Pointe plötzlich sichtbar werden, ist in dem zweiten Typ (“Kleine Fabel” und “Vor dem Gesetz”) wohl eher nach Spannungen zwischen den Perspektiven zu suchen, aus denen die jeweilige Situation sich darstellt. Das betrifft natürlich nicht die Perspektiven von Katze vs. Maus bzw. Türhüter vs. Mann vom Lande. Freilich weisen auch diese jeweils Unterschiede auf, die für die Interpretation wichtig sind; hier geht es aber um die Spannungen zwischen einer für den Leser aus der Perspektive von Figuren dargestellten Situation (ohne über Innensicht bezüglich dieser Figuren verfügen zu können) und einer objektiven (oder zumindest die Figurenperspektive überschreitenden) Erzählerperspektive, die unerwartet ins Spiel kommt. Das Ende der Maus bzw. die nach der abgelaufenen Lebenszeit des Mannes vom Lande durchgeführte Schließung des Einganges zum Gesetz können schlechthin nicht mehr aus der Perspektive dieser Figuren dargestellt werden. (Im Falle des Mannes vom Lande wird ihm dieser abschließende Vorgang nur noch als etwas mitgeteilt, das in einer Zukunft liegt, die für ihn keine Zukunft mehr ist - und darin liegt ja die Pointe.)

⁴⁴ Franz Kafka, *Der Proceß*, 226f.

⁴⁵ Obwohl Kafka den Text mehrfach separat veröffentlicht hat, ist immer wieder bemerkt worden, daß ein hinlänglicher Zugang vermutlich nur über die Beachtung seiner Stellung im “Proceß”-Roman erreicht werden kann. (Vgl. *Erläuterungen und Dokumente*, 41f.)

Hier noch ein weiterer Aspekt: Ähnlich wie in “Von den Gleichnissen” gibt es in “Vor dem Gesetz” einen zweistufigen Vorgang, den ich kurz mit den Stichworten “Explikation” und “Exegese” charakterisieren möchte. In “Von den Gleichnissen” entspricht der erste Teil der Explikation, der zweite, dialogische Abschnitt der Exegese. Innerhalb des *Prozeß* hat der Text “Vor dem Gesetz” die Funktion der Explikation, die Exegese folgt im Rest des Kapitels “Im Dom” des Romans.⁴⁶ Hier findet sich also eben die referentielle Struktur (die Exegese referiert auf die Explikation), die auch im “Gleichnis”-Text vorkommt.

Analog verläuft auch die systematische Diskussion und Auslegung der möglichen Standpunkte, die sich aus dem Material der Explikation ergeben. Ähnlich wie die Dialogpartner verschiedene Haltungen gegenüber der im ersten Teil des “Gleichnis”-Textes dargestellten Auffassung einnehmen, die gegeneinander ausgespielt werden, debattieren der Gefängniskaplan und Josef K. am Schluß des Dom-Kapitels die Haltungen gegenüber der “Türhüterlegende”, also dem Text “Vor dem Gesetz” gegenüber, und zwar ebenfalls aus einer asymmetrischen Situation heraus: einer der Dialogpartner ist betroffen, wird aufgefordert, der andere nimmt nur eine empfehlende (und im übrigen auch eine überlegen erscheinende) Haltung ein - ganz genauso sind die Rollen zwischen Josef K. und dem Gefängniskaplan verteilt. Und auch hier gibt es ein umstrittenes Verhältnis zwischen einer Wirklichkeits- und einer Scheinbarkeits-Ebene (in “Von den Gleichnissen” ist dies das Verhältnis Wirklichkeit vs. Gleichnis, im “Prozeß” handelt es sich um die Frage, wer durch wen getäuscht würde: der Türhüter durch den Mann vom Lande oder umgekehrt; im übrigen erscheint diese Thematik auch, und zwar zentral, in “Die Bäume”).

4. Ich möchte noch einen fünften Text in die Diskussion einbeziehen. Ebenso wie in “Vor dem Gesetz” haben wir es auch in “Eine kaiserliche Botschaft” mit einem zwar eigenständigen, aber aus einer längeren Prosaarbeit ausgekoppelten Text zu tun.⁴⁷ Auch hier läßt sich die Struktur von Explikation und Exegese ausmachen, ebenso der gleichnishafte Tonfall.⁴⁸ Allerdings

⁴⁶ Ebd., 227-235.

Den Ausdruck “Exegese” habe ich von Kafka selbst übernommen, der die betreffenden Passagen des Dom-Kapitels so bezeichnete: Vgl. z.B. Tagebucheintrag vom 13. Dezember 1914, zitiert nach *Erläuterungen und Dokumente*, 76.

⁴⁷ Franz Kafka, “Eine kaiserliche Botschaft”. In: *Erzählungen*, 138f.

Der Text gehört zu der Erzählung “Beim Bau der Chinesischen Mauer”, wurde aber, wie auch “Vor dem Gesetz”, zunächst (1919) separat und dann in dem Band “Ein Landarzt” veröffentlicht (Franz Kafka, *Sämtliche Erzählungen*, 400, 399).

⁴⁸ Im größeren Textzusammenhang von “Beim Bau der Chinesischen Mauer”, aus dem die Passage von Kafka für die separate Veröffentlichung entnommen wurde, wird sie explizit als “Sage” bezeichnet, die eine bestimmte Situation verdeutlichen soll. So gesehen geht hier die Exegese der Explikation voraus. Die Beziehung zwischen beiden funktionalen Elementen bleibt aber erhalten.

fehlt die paradoxe Wirkung der Pointe. Freilich hat der letzte Satz auch dieses Textes eindeutig die Aufgabe, die Perspektive alles bisher zur Sprache gekommenen schlagartig umzukehren. Der Gedankenstrich unterstreicht diese Wirkung.⁴⁹ Insofern ist es nicht unangebracht, auch hier von einer Pointe zu sprechen. Sie wird aber nicht mit der paradoxen Struktur gekoppelt, die im vorausgehenden Text entfaltet wird. Die Paradoxie ist hier vom Typ der Bewegungsparadoxie.⁵⁰ Eine Bewegung (die des Boten), die einen definierten Startpunkt und ebenso ein festgesetztes Ziel hat, mithin also eine Bewegung auf einer bekannten Streckenlänge ist und in einer endlichen Zeit vollendet werden müßte, wird suggestiv so dargestellt, daß sie den Anschein erweckt, niemals enden zu können.

Diese paradoxe Situation wird aber nicht erst durch die Pointe bewußt gemacht. Sie ist bereits vorher vollständig entwickelt. Der Schlusssatz bewirkt hier zwar einen Perspektivenwechsel, aber da die Paradoxie keine perspektivische Paradoxie ist (wie etwa in “Vor dem Gesetz” oder der “Kleinen Fabel”), ist es nicht der Eintritt des Paradoxen, auf den die Pointe mit ihrem Perspektivenumschlag hier hinwirkt.⁵¹

5. Sollte man Merkmale von der Art benennen, daß sie allen den von mir untersuchten Texten gemeinsam wären, so wäre man gezwungen, auf relativ unspezifische Charakterisierungen zurückzugreifen: Diese Texte erzeugen “irgendwie” einen Eindruck der Verwirrung bei Rezipienten, sie wirken paradox; alle Texte sind mehr oder weniger auf eine wirkungsvolle Pointe am Schluß hin angelegt, obwohl dies in jedem einzelnen unterschiedlich realisiert ist, und sich nicht einfachhin auf die Anwendung eines Schemas zurückführen läßt; nicht zuletzt besitzen sie eine eigentümliche Stillage, die sich vor allem im gleichnishaften Duktus der Sprache äußert.⁵² Dies kann jedoch hier nicht

⁴⁹ Die *prima facie* zeitliche Situierung “wenn der Abend kommt” kann sicherlich, im übertragenen Sinn, auch als eine Art lebensgeschichtliche Situierung betrachtet werden: eine Anspielung auf das Lebensende, in unverkennbarer Parallele auf den Schluß von “Vor dem Gesetz”. Freilich ist dabei zu beachten, daß es sich um das Lebensende von Gleichnis-Figuren handelt, also eine existentialistische Auslegung dieser bei Kafka häufigen Situation zumindest weiterer Argumente bedürfte als nur der Feststellung, daß man dies so lesen *könnte*.

⁵⁰ Dieser Typ ist bei Kafka besonders häufig und zeigt sich als bestimmendes Merkmal beispielsweise des “Schloß”-Romans. Es handelt sich allerdings um eine der ältesten bekannten Formen von Paradoxien; bereits die zenonischen gehören dazu (vgl. Sainsbury, *Paradoxes*).

⁵¹ Nebenbei bemerkt wird hier der größte Teil des Textes nicht aus der Perspektive einer Figur, sondern aus einer Erzählerperspektive dargestellt. Die Perspektive derjenigen (hier direkt in der zweiten Person angesprochenen) Einzelfigur, auf die das Geschehen ausgerichtet ist, kommt tatsächlich nur gelegentlich ins Spiel. Nichtsdestotrotz stellt der Text eine der typischen “kafkaesken Parabeln” dar. Dies macht eine existentialistische Lesart, nach der Kafka etwa die Situation des Einzelnen in einer opak gewordenen Welt darstellen würde, zumindest an diesem (wie bemerkt sehr typischen) Text nicht wenig problematisch.

⁵² Wie etwa am Anfang von “Die Bäume” das erste Wort “Denn” den ganzen Text

Gegenstand der Untersuchung sein, da es als stilistisches Gestaltungsmittel nicht in eine Analyse der formalen Struktur gehört. Es besteht allerdings eine auffällige Koinzidenz zwischen den hier erörterten paradox-pointierten Texten (die aus der Perspektive der Formanalyse so gekennzeichnet werden) und genau denjenigen kurzen Prosatexten, die auf der stilistischen Ebene einen gleichnishaften Tonfall aufweisen. Dies könnte der Ausgangspunkt einer weiterführenden Untersuchung unter gattungsgeschichtlichen Gesichtspunkten sein, die freilich dem Faktum Rechnung tragen müßte, daß Kafkas Texte trotz der übernommenen traditionellen stilistischen *topoi*, die ja diesen Tonfall erzeugen, im Hinblick auf die Form ausgesprochen originell und eigensinnig sind. Inwiefern hier also ungebrochen von "Parabeln" oder dergleichen gesprochen werden könnte, wäre eine Frage der Akzentuierung stilistischer vs. formaler Kriterien der Zuordnung.

Ich möchte allerdings nochmals auf die Frage nach "gemeinsamen Merkmalen" zurückkommen. Daß die Texte paradox wirken und auf eine Pointe angelegt sind - das mag unkontrovers sein, aber es sagt strenggenommen auch noch nicht allzuviel über ihre formale Struktur. Diese kommt erst dann wirklich in den Blick, wenn man zusätzlich danach fragt, wie denn die Anlage auf die Pointe und die paradoxe Struktur jeweils verwirklicht werden (und in welcher Gewichtung beide Merkmale eine Rolle spielen). Hier aber kann im engeren Sinn von Gemeinsamkeiten schon gar nicht mehr die Rede sein. Wie ich oben zu zeigen versucht habe, gibt es durchaus in beinahe jedem Punkt Gemeinsamkeiten zwischen einigen Texten, üblicherweise aber nicht zwischen allen. Gleiches gilt auch für spezifische Unterschiede.

Dies schafft eine Art von Zusammenhalt zwischen den Texten, der zwar nicht auf einem einzigen, durchgängig gemeinsamen Merkmal beruht, dennoch aber die gesamte Gruppe der Texte durchzieht. Er ist sicherlich am besten mit dem Begriff der "Familienähnlichkeit" zu fassen, wie er von Ludwig Wittgenstein geprägt wurde.^{53,54} Es gibt also zwei Ebenen von Merkmalen, die beide für sich genommen eine bestimmte Art von Zusammenhang unter den Kafka-Texten (die ich hier als zu einer Gruppe gehörend betrachte) konstituieren. Auf der ersten Ebene gibt es gemeinsame Merkmale, die auf alle Texte zutreffen (Pointierung, Verwendung paradoxer Strukturen), aber nur

suggestiv in einen sprachlichen Kontext stellt, in dem sich unschwer religiöse Gleichnisrede wiedererkennen läßt.

⁵³ S. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, 277f. [66, 67].

⁵⁴ Hierbei geht es um die Anwendung von innovativen sprachphilosophischen Konzepten (die innovativ zumindest zur Zeit Wittgensteins waren, d.i. in diesem Fall ungefähr in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen die zu den *Philosophischen Untersuchungen* kompilierten, in fragmentarischer und aphoristischer Form niedergeschriebenen Gedanken entstanden); es geht hingegen nicht um eine Analogisierung der Empfindungen von Verwirrung usf., die Kafkas Texte bei ihren Rezipienten erzeugen, mit metaphysisch-mystischen Deutungen einiger Äußerungen Wittgensteins (wie etwa dem 119. Paragraphen der *Philosophischen Untersuchungen*). Diese sind oftmals selbst problematische Auslegungen eines eigenwilligen Prosastils und bleiben hier undiskutiert.

einen sehr unspezifischen Zugang zur Charakteristik der Texte ermöglichen. Auf der zweiten Ebene geht es um die Umsetzung konkreter formaler Strukturen (wie etwa der von Explikation und Exegese, oder der Abfolge von Sätzen, die einen Zentralbegriff wie den des Gleichnisses enthalten usf.), die sehr speziell auf den jeweiligen Text zugeschnitten sind und deshalb nicht mehr unter ein gemeinsames Merkmal fallen können; auf dieser Ebene wird der Zusammenhalt durch die Gemeinsamkeiten gewährleistet, die die Struktur der Familienähnlichkeit der Texte bilden. So sind diese Texte charakteristisch für einen bestimmten künstlerischen Stil, ohne allerdings dabei an individueller Prägung zu verlieren; dennoch wird alles dies (neben anderem) durch formale Gestaltungsmittel oder -techniken erzielt, die den Texten *gemeinsam* sind.

Schluß

Ich habe, ausgehend von einem paradigmatischen Text, zu zeigen versucht, welche formalen Merkmale eine besonders prägende Eigenart kafkaescher Kurzprosa konstituieren. Es geht dabei um den Eindruck des "Paradoxen", der oft mittels der Ausrichtung eines Textes auf eine Pointe noch unterstrichen wird. Dieser Eindruck wird freilich in unterschiedlichen Texten auf unterschiedliche Art und Weise erreicht. Meine Analyse hatte das lediglich exemplarisch an einer bestimmten Gruppe von Texten und hier wieder detailliert an einem sehr charakteristischen Fall zu verdeutlichen. Was kann das Ergebnis einer solchen Analyse sein?

Erstens hat sie einen theoretischen Wert: Es läßt sich, wie ich oben schon angedeutet habe, aus der Dunkelheit des Textes keine Resignation rechtfertigen - stattdessen sollte man die Betrachtungsweise ändern. Im Falle des Gleichnisbegriffs bedeutet das, von der Ebene der Worte (auf der immer ein und dasselbe, "Gleichnis", auftaucht) auf die Ebene der sprachlichen Feinstrukturen zu wechseln, so daß sich die unterschiedlichen Bedeutungskomponenten dieses Ausdrucks, die teilweise disparat sein können, erkennen lassen.

Zweitens kann sie helfen, einen Interpretationsansatz zu verwerfen, der von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Wenn davon ausgegangen wird, eine einzelne, besonders plausibel zu machende Bedeutungskomponente herauszustellen, um sich dann im Anschluß daran den ganzen Text anhand dieser Komponente zu erschließen, dann verfängt man sich im erbarmungslos verstrickten semantischen Netz des Zentralbegriffs (oder einer der anderen, beispielsweise mit Hilfe von Perspektiven, angelegten Paradoxien).

Drittens schließlich ist sie ein Schritt zu einem gründlicheren Verständnis einer (von mehreren) interessanten und in nicht geringfügigem Maße auch neuartigen textuellen Strukturidee in Kafkas Werk. Freilich müßten sich ihre Ergebnisse unter Erweiterung der Untersuchung anderer Teile seiner Prosa bewähren. Vielleicht würden sie sich dann auch nochmals relativieren, so wie

sich der Eindruck des Paradoxen hier nur als ein Bestandteil einer Formidee erwiesen hat, zu der ebenso auch die pointierte Textanlage zu zählen ist. Möglich wäre aber auch, daß sie in modifizierter Form auf Aspekte des kafkaesken Stils anwendbar wäre, von denen hier bisher nicht die Rede war.

Unter Anwendung von Analysen der Form literarischer Texte lassen sich natürlich keine abschließenden literaturwissenschaftlichen Ergebnisse erzielen. Allerdings können sie den Boden dafür bereiten, daß überhaupt ein Weg gefunden werden kann. Eine sicherlich nicht wenig paradoxe Situation der Beschäftigung mit Kafkas Werken ist die, daß trotz der von ihnen ausgehenden Faszination und der daraus resultierenden ständigen Beschäftigung mit ihnen die Ergebnisse dieser Beschäftigung oft immer wieder nur um die Konstatierung der Unverständlichkeit, Komplexität und Dunkelheit kreisen - sowie um die Frage, wie diese Situation zu interpretieren sei.

Aber künstlerische Qualität erstreckt sich gewiß nicht allein auf die erzielte Wirkung. Möglicherweise gilt es gerade bei Kafka noch sehr viel über sprachliche (und dabei insbesondere auch formale) Gestaltungsmittel herauszufinden, bevor klar wird, worin der tiefe Eindruck besteht, den seine Texte nach wie vor auf uns ausüben. Vermutlich würde das zu einem besseren Verständnis Kafkas nicht unbeträchtlich beitragen.

Quellen

Franz Kafka, *Der Process*. In der Fassung der Handschrift. Frankfurt a.M.: Fischer 1998.

Franz Kafka, *Sämtliche Erzählungen*. Hg. von Paul Raabe. Frankfurt a.M.: Fischer 1970.

Literatur

Beda Allemann, "Kafka: *Von den Gleichnissen*". In: *Die deutsche Parabel. Zur Theorie einer modernen Erzählform*. Hg. von Josef Billen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, 139-150.

Helmut Arntzen, "Franz Kafka: *Von den Gleichnissen*". In: *Die deutsche Parabel. Zur Theorie einer modernen Erzählform*. Hg. von Josef Billen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, 151-159.

Oliver Jahraus, "Sich selbst interpretierende Texte. Franz Kafkas *Von den Gleichnissen*". In: *Poetica* 26 (1994), 385-408.

Saul A. Kripke, "Outline of a Theory of Truth". In: *Journal of Philosophy* 72 (1975), 690-716.

Michael Müller, *Erläuterungen und Dokumente: Franz Kafka, Der Proceß*. Stuttgart: Reclam 1993.

Klaus-Peter Philippi, "Parabolisches Erzählen. Anmerkungen zu Form und möglicher Geschichte". In: *Die deutsche Parabel. Zur Theorie einer modernen Erzählform*. Hg. von Josef Billen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, 223-265.

Graham Priest, "The Logic of Paradox". In: *Journal of Philosophical Logic* 8 (1979), 219-241.

Willard Van Orman Quine, *The Ways of Paradox*. Revised and enlarged edition. Cambridge/ Mass., London: Harvard University Press 1976, 1-21.

R. M. Sainsbury, *Paradoxes*. Cambridge: Cambridge University Press 1988.

Ingrid Strohschneider-Kohrs, "Erzähllogik und Verstehensprozeß in Kafkas

Gleichnis *Von den Gleichnissen*". In: *Die deutsche Parabel. Zur Theorie einer modernen Erzählform*. Hg. von Josef Billen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986, 292-321.

Klaus Wagenbach, *Franz Kafka. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek: Rowohlt ³³1998.

Wolfgang Welsch, "Ästhetisierungsprozesse - Phänomene, Unterscheidungen, Perspektiven". In: *Grenzgänge der Ästhetik*. Stuttgart: Reclam 1996, 9-61.

Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico-Philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp ⁵1995.